

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Butler, Judith

Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen

Aus dem Amerikanischen von Karin Wördemann und Martin Stempfhuber

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1989
978-3-518-29589-2

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1989

Die Macht der Geschlechternormen vertieft und bilanziert eine Reihe von Themen und Thesen aus Butlers früheren Werken: die Materialität des Körpers, die Beziehung zwischen Macht und Psyche, die politischen Dimensionen der Psychoanalyse und die Auswirkungen des juristischen Diskurses auf diejenigen, die nicht autorisiert sind, an ihm teilzunehmen. Die einzelnen Essays untersuchen das Problem der Verwandtschaft vor dem Hintergrund einer immer stärkeren Infragestellung der Lebensform Familie und die Bedeutung und Ziele des Inzesttabus; sie hinterfragen die Pathologisierung von Intersexualität und Transsexualität und unterziehen das Phänomen sexueller und ethnischer Panik in der Kunstzensur einer kritischen Analyse. Der Band schließt mit einer grundlegenden Abhandlung über den Status der Philosophie und ihre Möglichkeiten, das »Andere der Philosophie« zur Sprache kommen zu lassen.

Judith Butler ist Professorin für Rhetorik und Vergleichende Literaturwissenschaft an der University of California in Berkeley.

Im Suhrkamp Verlag sind erschienen: *Das Unbehagen der Geschlechter* (es 1722); *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts* (es 1737); *Antigones Verlangen. Verwandtschaft zwischen Leben und Tod* (es 2187); *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung* (es 1744); *Gefährdetes Leben. Politische Essays* (es 2393); *Haß spricht. Zur Politik des Performativen* (es 2414); *Kritik der ethischen Gewalt. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2002* (stw 1792).

Judith Butler
Die Macht der
Geschlechternormen
und die Grenzen
des Menschlichen

Aus dem Amerikanischen
von Karin Wördemann
und Martin Stempfhuber

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: *Undoing Gender*
Copyright ©2004, by Routledge. All Rights Reserved.
Authorized translation from English language edition published by Routledge,
part of Taylor & Francis Group LLC.

Einleitung und Kapitel 1, 4, 10 und 11 übersetzt von Karin Wördemann
Kapitel 6, 7 und 8 übersetzt von Martin Stempfhuber
Kapitel 2 teilweise übersetzt von Doro Wiese
Kapitel 3 teilweise übersetzt von Volker Wolterdorff, Jutta Eming und Elke Koch
Kapitel 5 teilweise übersetzt von Jutta Eming
Kapitel 9 teilweise übersetzt von Benjamin Marius
Die Übersetzungen der Kapitel 2, 3, 5 und 9 wurden von Karin Wördemann
durchgesehen, vervollständigt und überarbeitet.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1989
Erste Auflage 2011
© der deutschen Ausgabe
Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlag nach Entwürfen
von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-29589-2

Inhalt

Einleitung: Gemeinsam handeln	9
1. Außer sich: Über die Grenzen sexueller Autonomie	35
2. Gender-Regulierungen	71
3. Jemandem gerecht werden	97
4. Die Entdiagnostizierung von Gender	123
5. Ist Verwandtschaft immer schon heterosexuell?	167
6. Sehnsucht nach Anerkennung	215
7. Zwickmühlen des Inzestverbots	247
8. Körperliche Geständnisse	261
9. Das Ende der Geschlechterdifferenz?	281
10. Die Frage nach der sozialen Veränderung	325
11. Kann das »Anderer« der Philosophie sprechen?	367
Dank	395
Drucknachweise	397
Literatur	399
Namenregister	411

*Für Wendy,
immer und immer wieder*

Einleitung: Gemeinsam handeln

Die hier versammelten Aufsätze stellen einige meiner jüngsten Arbeiten zu Gender und Sexualität dar. Sie konzentrieren sich auf die Frage, was es bedeuten könnte, restriktiv normative Konzeptionen des von Sexualität und Gender bestimmten Lebens aufzulösen (*to undo restrictively normative conceptions of sexual and gendered life*). Die Aufsätze behandeln diese Erfahrung des Aufgelöst-Werdens (*becoming undone*) gleichermaßen in guter wie schlechter Hinsicht. Manchmal kann eine normative Konzeption von Gender die Persönlichkeit auflösen, indem sie die Fähigkeit untergräbt, sich in einem lebenswerten Leben zu behaupten. Dann wieder kann die Erfahrung, dass eine normative Beschränkung aufgelöst wird, eine frühere Vorstellung davon, wer man ist, auflösen, nur um eine relativ neue zu eröffnen, deren Ziel es ist, das Leben lebenswerter zu machen.

Wenn Gender eine Art von Tun ist, eine unablässig vollzogene Tätigkeit, die zum Teil ohne eigenes Wissen und ohne eigenes Wollen abläuft, ist es aus dem Grunde nicht schon automatisch oder mechanisch. Im Gegenteil, Gender ist eine Praxis der Improvisation im Rahmen des Zwangs. Außerdem »spielt« man seine Geschlechtsrolle nicht allein. Man »spielt« immer mit oder für einen anderen, selbst wenn dieser andere nur vorgestellt ist. Was ich als das »eigene« Gender bezeichne, erscheint manchmal als etwas, dessen Urheber ich bin oder das ich sogar besitze. Die Bedingungen, die das eigene Gender kreieren, liegen jedoch von Anfang an außerhalb meiner selbst, wurzeln außerhalb meiner selbst in einer Sozialität, die keinen einzelnen Urheber kennt (und die Idee der Urheberschaft selbst grundlegend in Frage stellt).

Obwohl eine bestimmte Geschlechtszugehörigkeit nicht impliziert, dass man auf eine bestimmte Weise begehren wird, gibt

es dennoch ein Begehren, das für ein Gender selbst konstitutiv ist, und infolgedessen auch keine Möglichkeit, das gelebte Gender schnell oder leicht vom gelebten Begehren zu trennen. Was will Gender eigentlich? So zu reden mag befremdlich erscheinen, wird aber gleich weniger befremdlich, wenn wir uns klar machen, dass die sozialen Normen, die unsere Existenz bestimmen, Formen des Begehrens transportieren, die nicht unserer individuellen Personalität entstammen. Durch die Tatsache, dass die Existenzfähigkeit unserer individuellen Personalität grundsätzlich von diesen sozialen Normen abhängt, wird die Angelegenheit noch komplizierter.

Die hegelianische Tradition verbindet Begehren mit Anerkennung und behauptet, dass das Begehren immer ein Begehren nach Anerkennung ist und dass wir alle nur durch die Erfahrung der Anerkennung zu sozial lebensfähigen Wesen werden. Diese Sicht hat ihren Reiz und ihre Wahrheit, aber sie verfehlt auch ein paar wichtige Punkte. Die Bestimmungen, anhand deren wir als menschlich anerkannt werden, sind gesellschaftlich artikuliert und veränderbar. Und manchmal sind die gleichen Bestimmungen, die einigen Individuen »Menschlichkeit« verleihen, genau dieselben, die gewisse andere Individuen um die Möglichkeit bringen, diesen Status zu erreichen, indem sie eine Ungleichartigkeit zwischen dem Menschlichen und dem eingeschränkt Menschlichen erzeugen. Diese Normen haben weitreichende Konsequenzen dafür, wie wir das Modell eines Menschen verstehen, der einen Anspruch auf Rechte hat oder in die partizipative Sphäre politischer Überlegung einbezogen ist. Das Menschliche wird in Abhängigkeit von der Rasse, der Ausdeutbarkeit dieser Rasse, von seiner Morphologie, der Erkennbarkeit dieser Morphologie, seines anatomischen Geschlechts, der Verifizierung dieses Geschlechts in der Wahrnehmung, seiner Ethnizität und dem kategorialen Verständnis dieser Ethnizität unterschiedlich verstanden. Bestimmte Menschen werden als eingeschränkt menschlich erkannt, und diese Form der eingeschränkten Aner-

kennung führt nicht zu einem bewältigbaren Leben. Bestimmte Menschen werden überhaupt nicht als menschlich anerkannt, und das führt zu einer weiteren Ordnung nicht lebbar Lebens. Wenn ein Teil dessen, was das Begehren will, darin besteht, Anerkennung zu erlangen, dann wird Gender, insoweit es vom Begehren mit Leben gefüllt wird, ebenfalls Anerkennung wollen. Wenn aber die Schemata der Anerkennung, die uns verfügbar sind, genau die sind, welche die Person »zerstören«, indem sie Anerkennung verleihen, oder die Person »auflösen«, indem sie Anerkennung vorenthalten, dann wird die Anerkennung zu einem Ort der Macht, durch die das Menschliche verschiedenartig erzeugt wird. Das bedeutet, dass das Begehren in dem Maß, wie es mit den sozialen Normen impliziert ist, mit der Machtfrage zusammenhängt und mit dem Problem verbunden ist, wer für das anerkenntbar Menschliche in Frage kommt und wer nicht.

Wenn ich ein bestimmtes Gender habe, werde ich dann noch als Teil des Menschlichen betrachtet werden? Wird das »Menschliche« dann ausgeweitet, um mich in seinen Kreis einzuschließen? Werde ich leben können, wenn ich in bestimmten Formen begehre? Wird mein Leben einen Platz haben und wird es für die anderen, auf die ich in meiner sozialen Existenz angewiesen bin, anerkenntbar sein?

Es hat Vorteile, eingeschränkt intelligibel zu bleiben, wenn die Intelligibilität als das verstanden wird, was infolge der Anerkennung entsprechend der vorherrschenden sozialen Normen produziert wird. Wenn meine Optionen abstoßend sind, wenn ich kein Begehren habe, dass im Bereich bestimmter Normen anerkenntbar ist, folgt daraus, dass mein Sinn für Überleben davon abhängt, dem Zugriff dieser Normen zu entkommen, durch die Anerkennung verliehen wird. Es mag durchaus so sein, dass mein Sinn für soziale Zugehörigkeit durch die eingenommene Distanz geschmälert wird, doch diese Entfremdung ist mit Sicherheit einem Sinn für Intelligibilität vorzuziehen, der aufgrund von Normen gewonnen wird, die mich nur aus einer anderen

Richtung zugrunde richten. Die Fähigkeit, ein kritisches Verhältnis zu diesen Normen zu entwickeln, setzt in der Tat eine Distanz zu ihnen voraus, eine Befähigung, das Bedürfnis nach ihnen aufzuheben oder aufzuschieben, selbst wenn es ein Bedürfnis nach Normen gibt, die einen vielleicht leben lassen. Das kritische Verhältnis hängt auch von der ausnahmslos kollektiven Fähigkeit ab, eine alternative Minderheitenversion für die Aufrechterhaltung von Normen oder Idealen zu artikulieren, die mich handlungsfähig machen. Wenn ich jemand bin, der nicht *sein* kann ohne ein *Tun*, dann sind die Bedingungen meines Tuns zum Teil die Bedingungen meiner Existenz. Wenn mein Tun davon abhängt, wie mit mir umgegangen wird, oder vielmehr, wie ich von den Normen behandelt werde, dann ist die Möglichkeit meines Weiterbestehens als ein »Ich« davon abhängig, dass ich in der Lage bin, damit, wie mit mir umgegangen wird, etwas anzufangen. Das heißt nicht, dass ich die Welt noch einmal neu erschaffen kann, so dass ich ihr Schöpfer werde. Diese Phantasie gottgleicher Macht lehnt nur die Art und Weise ab, in der wir zwangsläufig und von Anbeginn von dem geschaffen werden, was vor uns bestand und außer uns liegt. Meine Handlungsfähigkeit besteht nicht darin, diese Bedingung meines Zustandekommens zu leugnen. Falls ich irgendeine Handlungsfähigkeit habe, wird sie durch die Tatsache eröffnet, dass ich durch eine soziale Welt zustande komme, die ich niemals wähle. Dass meine Handlungsfähigkeit von einem Paradox gespalten ist, bedeutet nicht, dass sie unmöglich ist. Es bedeutet lediglich, dass das Paradox die Bedingung ihrer Möglichkeit ist.

Infolgedessen ist das »Ich«, das ich bin, zugleich durch die Normen geschaffen und von den Normen abhängig, es ist aber auch bemüht, so zu leben, dass es ein kritisches und veränderndes Verhältnis zu ihnen unterhalten kann. Das ist nicht einfach, weil das »Ich« in einem gewissen Grade unbegreiflich wird und ihm die Lebensunfähigkeit, die komplette Auflösung, droht, wenn es die Norm nicht mehr in einer Form inkorporiert, die dieses »Ich«

voll und ganz anerkennbar macht. Es gibt eine gewisse Abkehr vom Menschlichen, die erfolgt, um den Prozess der Erneuerung des Menschlichen in Gang zu setzen. Ich spüre vielleicht, dass ich ohne eine gewisse Anerkennbarkeit nicht leben kann. Ich kann aber auch das Gefühl haben, dass die Bestimmungen, nach denen ich anerkannt werde, das Leben unerträglich machen. Das ist der Schnittpunkt, aus dem die Kritik hervorgeht, wobei die Kritik als Hinterfragung der Bestimmungen verstanden wird, von denen das Leben eingeschränkt wird, um so die Möglichkeit anderer Lebensweisen zu eröffnen; mit anderen Worten, nicht um die Differenz als solche zu feiern, sondern um für ein Leben, das sich den Modellen der Anpassung widersetzt, integrativere Bedingungen zu schaffen, die es schützen und erhalten.

Die Beiträge in diesem Buch sind Versuche, die Gender- und Sexualitätsproblematik auf die Aufgaben des Weiterlebens und Überlebens zu beziehen. Mein eigenes Denken ist von der New Gender Politics beeinflusst, die in den letzten Jahren entstanden ist, eine Verbindung von Bewegungen, die mit Transgender, Transsexualität, Intersexualität und ihren komplizierten Beziehungen zur feministischen und schwul-lesbischen Theorie befasst sind.¹ Es wäre allerdings, so meine ich, ein Fehler, einer Fortschrittsidee der Geschichte beizupflichten, nach der sich verschiedene Rahmen des Engagements ablösen und einander ersetzen. Man kann keine Geschichte darüber erzählen, wie jemand erst feministisch, dann queer und dann trans ist. Der Grund dafür, warum das nicht geht, ist, dass keine dieser Geschichten der Vergangenheit angehört; diese Geschichten spielen sich weiter ab, sie verlaufen gleichzeitig und in Überschneidung, während wir sie erzählen. Und zum Teil ereignen sie sich, weil

1 Die Human Rights Campaign mit Sitz in Washington, D. C. ist die wichtigste Interessenorganisation für die Rechte von Lesben und Schwulen in den Vereinigten Staaten. Sie hat den Standpunkt vertreten, in der Politik für Lesben und Schwule in den USA habe die Homoehe oberste Priorität. Siehe (www.hrc.org). Siehe auch The Intersex Society of North America auf (www.isna.org).

sie von jeder dieser Bewegungen und Theoriepraxen auf komplizierte Art und Weise aufgegriffen werden.

Denken wir nur an die Intersex-Opposition gegen die weitverbreitete Praxis, Säuglinge und Kleinkinder mit geschlechtlich nicht eindeutiger oder hermaphroditischer Anatomie im Namen einer Normalisierung dieser Körper zwangsweise chirurgischen Eingriffen zu unterziehen. Diese Bewegung ermöglicht eine kritische Perspektive auf eine Version des »Menschlichen«, die ideale Morphologien und die Erzwingung körperlicher Normen verlangt. Der Widerstand der Intersex-Gemeinschaft gegen die zwangsweisen chirurgischen Eingriffe verlangt darüber hinaus ein Verständnis dafür, dass Säuglinge mit Intersex-Voraussetzungen Teil des Kontinuums menschlicher Morphologie sind und in der Annahme behandelt werden sollten, dass ihr Leben nicht nur lebenswert ist und sein wird, sondern auch eine Chance des Gedeihens ist. Die Normen, die eine idealisierte menschliche Anatomie regieren, produzieren einen selektiven Sinn dafür, wer menschlich ist und wer nicht, welches Leben lebenswert ist und welches nicht. Diese unterschiedsgenerierende Einteilung funktioniert bei einem großem Spektrum von Behinderungen genauso (obwohl bei nicht sichtbaren Behinderungen eine andere Norm greift).

Eine damit übereinstimmende Funktionsweise der Geschlechternormen zeigt sich in der Diagnose einer Störung der Geschlechtsidentität (Gender Identity Disorder) gemäß dem *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders IV*. Diese Diagnose hat größtenteils die Rolle übernommen, Zeichen einer beginnenden Homosexualität bei Kindern zu überwachen. Sie geht davon aus, dass die »Gender-Dysphorie« eine psychische Störung ist, und zwar einfach deshalb, weil jemand eines gegebenen Genders Eigenschaften eines anderen Genders zeigt oder den Wunsch bekundet, als ein anderes Gender zu leben. Damit unterstellt sie das Modell eines kohärent geschlechtlich strukturierten Lebens, das die komplizierte Art und Weise, wie ein

geschlechtlich strukturiertes Leben gestaltet und gelebt wird, vereinfacht. Für viele Individuen, die bei ihrer Krankenkasse um eine Bezuschussung für die chirurgische Geschlechtsangleichung oder geschlechtsverändernde Behandlung nachsuchen oder die eine Personenstandsänderung nach dem Gesetz beantragen wollen, ist die Diagnose jedoch unverzichtbar. Das diagnostische Mittel, mit dem Transsexualität bescheinigt wird, beinhaltet folglich eine Pathologisierung, doch das Durchlaufen dieses Pathologisierungsprozesses stellt eine wichtige Möglichkeit dar, wie sich der Wunsch nach Änderung des eigenen Geschlechts erfüllen lässt. Die ausschlaggebende Frage ist also, wie könnte die Welt so neuorganisiert werden, dass dieser Konflikt entschärft werden kann?

Die jüngsten Bemühungen zur Förderung der Lesben- und Schwulenehe fördern ebenfalls eine Norm, die solche sexuellen Arrangements illegitim und verwerflich zu machen droht, die sich der Norm der Ehe weder in ihrer existierenden noch in ihrer reformierbaren Form fügen. Zur gleichen Zeit breiten sich die homosexuellenfeindlichen Einwände gegen die Lesben- und Schwulenehe in der gesamten Kultur aus und wirken sich auf jedes schwul-lesbische Leben aus. Es wird also zur heiklen Frage, wie man die Homophobie bekämpft, ohne die Norm der Ehe als das ausschließliche oder das am höchsten bewertete soziale Arrangement für das Sexualleben von Queers zu übernehmen. Auch Versuche, Verwandtschaftsbeziehungen zu begründen, die nicht auf dem Ehebund basieren, werden nahezu unentzifferbar und undurchführbar, wenn die Ehe die Bedingungen für Verwandtschaft festlegt und Verwandtschaft selbst mit »Familie« zusammenfällt. Die dauerhaften sozialen Bindungen, die in den Gemeinschaften sexueller Minderheiten eine existenzfähige Verwandtschaft darstellen, sind in Gefahr, verkannt und existenzunfähig zu werden, solange die Form, in der sowohl Sexualität als auch Verwandtschaft organisiert sind, ausschließlich die eheliche Verbindung ist. Ein kritisches Verhältnis zu dieser Norm

beinhaltet die Entkoppelung jener Rechte und Pflichten, die derzeit mit der Ehe verbunden sind, so dass die Ehe letztlich eine symbolische Übung für diejenigen bleiben mag, die sich dafür entscheiden, wohingegen die Rechte und Pflichten der Verwandtschaft jede beliebige andere Form annehmen können. Welche Neuorganisation der sexuellen Normen wäre notwendig, damit diejenigen, die sexuell und affektiv außerhalb der Ehe oder in Verwandtschaftsbeziehungen neben der Ehe leben, aufgrund der Dauerhaftigkeit und Wichtigkeit ihrer engsten Bindungen rechtlich und kulturell anerkannt werden oder, was genauso wichtig ist, von der Notwendigkeit einer Anerkennung dieser Art frei sind? Galt die Bezeichnung »geschlechtliche Diskriminierung« vor ein oder zwei Jahrzehnten stillschweigend im Hinblick auf Frauen, ist das im heutigen Sprachgebrauch nicht mehr ihr alleiniger Bezugsrahmen. Die Diskriminierung von Frauen gibt es nach wie vor – besonders arme Frauen und farbige Frauen sind betroffen, wenn wir die unterschiedlichen Niveaus bei Armut und Analphabetismus nicht bloß in den Vereinigten Staaten, sondern global betrachten –, so dass es wichtig bleibt, diese Dimension der Diskriminierung aufgrund des Genders zu berücksichtigen. Doch Gender bedeutet jetzt auch Geschlechtsidentität, ein in der Politik und Theorie des Transgenderismus und der Transsexualität herausragendes Thema. Transgender bezieht sich auf solche Personen, die sich mit dem anderen Geschlecht identifizieren oder als das andere Geschlecht leben und die sich einer Hormonbehandlung oder geschlechtsangleichenden Operation unterzogen haben oder auch nicht. Unter Transsexuellen und Transgender-Personen befinden sich solche, die sich als Männer identifizieren (falls weiblich zu männlich) oder als Frauen (falls männlich zu weiblich) und weitere, die sich, mit oder ohne Chirurgie, mit oder ohne Hormone, als *trans* identifizieren, als Transmänner oder Transfrauen; jede dieser sozialen Praktiken bringt ihre besonderen sozialen Lasten und Versprechungen mit sich.

Umgangssprachlich kann »transgender« auch für das gesamte Spektrum dieser Positionen gelten. Transgender und Transsexuelle sind der Pathologisierung und der Gewalt ausgesetzt, was bei Transpersonen aus Bevölkerungsgruppen von Farbigen wiederum stärker der Fall ist. Die Drangsalierung derer, die als trans »gedeutet« oder als trans entdeckt werden, kann gar nicht unterschätzt werden. Die Drangsalierung ist Teil eines Kontinuums der gendermotivierten Gewalt, die Brandon Teena, Mathew Shephard und Gwen Araujo das Leben kostete.² Und diese Morde müssen im Zusammenhang mit der zwangsweisen Durchführung von »Korrekturen« verstanden werden, denen intersexuelle Säuglinge und Kinder unterzogen werden und die oft bewirken, dass ihr Körper für ihr ganzes Leben verstümmelt, traumatisiert und in den Sexualfunktionen und der Lustfähigkeit physisch eingeschränkt bleibt.

Ogleich die Intersex-Bewegung und die Transsex-Bewegung manchmal unvereinbar zu sein scheinen, da die erste ungewollte chirurgische Eingriffe bekämpft und die zweite den gewollten chirurgischen Eingriff manchmal fordert, ist es sehr wichtig zu erkennen, dass beide den Grundsatz in Frage stellen, wonach um jeden Preis ein natürlicher Dimorphismus hergestellt oder beibehalten werden soll. Die Intersex-Aktivisten arbeiten daran, die irrije Annahme zurechtzurücken, jeder Körper habe eine ihm angeborene »Wahrheit« des Geschlechts, eine Wahrheit, die Mediziner erkennen und selbständig ans Licht bringen können. In dem Maße, wie die Intersex-Bewegung die Ansicht vertritt, Gender sollte durch Zuordnung oder Wahl, aber ohne jeden

2 Brandon Teena wurde am 30. Dezember 1993 in Falls City, Nebraska, vergewaltigt und ermordet, nachdem er eine Woche zuvor wegen seiner Transsexualität angegriffen worden war. Mathew Shephard wurde am 12. Oktober 1998 in Laramie Wyoming dafür umgebracht (verprügelt und an einen Pfahl gefesselt), dass er ein »femininer« Schwuler sei. Gwen Araujo, eine Transgender-Frau, wurde am 2. Oktober 2002 tot an den Ausläufern der Sierra-Berge gefunden, nachdem sie auf einer Party in Newark, California, tödlich angegriffen worden war.

Zwang zustande kommen, teilt sie eine Prämisse mit dem Transgender- und Transsexuellen-Aktivismus. Letzterer richtet sich gegen Formen ungewollter erzwungener Geschlechtszuordnung und verlangt in diesem Sinne größere Autonomie, eine Situation, die mit den Forderungen von Intersex-Aktivist*innen vergleichbar ist. Was Autonomie genau genommen heißt, ist jedoch für beide Bewegungen kompliziert, weil sich herausstellt, dass die Wahl des eigenen Körpers unweigerlich bedeutet, sich unter Normen zurechtzufinden, die schon vorab, vor der eigenen Wahl, gestaltet wurden oder in Abstimmung mit anderen Vertretungen von Minderheiten artikuliert werden. Individuen sind sogar auf die soziale Unterstützung von Institutionen angewiesen, um ihre Selbstbestimmung im Hinblick darauf, welchen Körper und welches Gender sie haben und behalten wollen, ausüben zu können, so dass die Selbstbestimmung nur im Kontext einer sozialen Welt, die diese Ausübung der Handlungsfähigkeit unterstützt und ermöglicht, zu einem plausiblen Begriff wird. Umgekehrt (und als Folge) stellt sich heraus, dass die Veränderung der Institutionen, von denen die menschlich realisierbare Wahl eingerichtet und aufrechterhalten wird, eine Vorbedingung für die Ausübung von Selbstbestimmung ist. In diesem Sinne hängt die individuelle Handlungsfähigkeit mit Gesellschaftskritik und Gesellschaftsveränderung zusammen. Man bestimmt die »eigene« Bedeutung von Gender nur in dem Maße, wie soziale Normen existieren, die diese Handlung, ein Gender für sich zu beanspruchen, unterstützen und ermöglichen. Man ist auf diese »Außenwelt« angewiesen, um Anspruch auf das erheben zu können, was einem gehört. Das Selbst muss auf diese Weise in Sozialität enteignet werden, um von sich Besitz ergreifen zu können.

Eine Spannung, die zwischen der Queer-Theory und dem Intersex- und Transsexuellen-Aktivismus auftritt, entsteht bei der Frage der anatomischen Geschlechtszuordnung und der Wünschbarkeit von Identitätskategorien. Wenn die Queer-Theory per definitionem so verstanden wird, dass sie jeden Identitäts-

anspruch einschließlich fester Geschlechtszugehörigkeit ablehnt, dann ist die Spannung tatsächlich stark. Allerdings würde ich behaupten, dass der Anspruch der Queer-Theory, gegen die unerwünschte gesetzliche Regelung der Identität zu sein, wichtiger ist als irgendeine Vorannahme zur Formbarkeit der Identität oder sogar über deren rückschrittlichen Status. Schließlich erreichten Queer-Theory und Queer-Aktivismus politische Aufmerksamkeit, indem sie darauf bestanden, dass sich jeder, egal welcher sexuellen Orientierung, am Aktivismus gegen Homosexuellenfeindlichkeit beteiligen kann und dass Identitätsabzeichen keine Vorbedingung für eine politische Beteiligung sind. Genauso wie sich die Queer-Theory gegen alle richtet, die Identitäten regulieren möchten oder eine epistemologisch begründete Vorrangstellung für diejenigen etablieren wollen, die bestimmte Arten von Identitäten für sich beanspruchen, versucht sie nicht nur, die kollektive Basis des Aktivismus gegen Homosexuellenfeindlichkeit zu verbreitern, sondern pocht auch darauf, dass sich Sexualität nicht einfach durch Kategorisierung auf einen Nenner bringen oder vereinheitlichen lässt. Daraus folgt allerdings nicht, dass die Queer-Theory jedwede Geschlechtszuordnung bekämpfen würde oder die Wünsche derer fragwürdig machen wollte, die zum Beispiel bei Intersex-Kindern solche Zuordnungen sicherstellen möchten, weil Kinder sie durchaus brauchen können, um sozial zu funktionieren, selbst wenn sie später im Leben – um die Risiken wissend – zu dem Entschluss gelangen, ihre Geschlechtszugehörigkeit zu ändern. Dahinter steht die vollkommen berechtigte Annahme, dass Kinder nicht die Last auf sich nehmen müssen, Helden einer Bewegung zu sein, ohne zu einer solchen Rolle ihre Zustimmung als Mündige geben zu können. In diesem Sinne ist die Kategorisierung angebracht und kann nicht auf Formen eines anatomischen Essentialismus reduziert werden.

Ebenso kann der transsexuelle Wunsch, ein Mann oder eine Frau zu werden, nicht als der schlichte Wunsch abgetan werden, mit etablierten Identitätskategorien übereinzustimmen. Wie Kate

Bornstein deutlich macht, kann es auch ein Wunsch nach Verwandlung selbst sein, ein Streben nach Identität als Veränderungsübung, ein Beispiel für den Wunsch an sich als eine verändernde Aktivität.³ Doch selbst wenn es in jedem dieser Fälle den Wunsch nach einer stabilen Identität geben sollte, wäre es entscheidend festzustellen, dass ein lebenswertes Leben unterschiedliche Grade der Stabilität erfordert. So wie ein Leben, für das keine Kategorien der Anerkennung existieren, kein lebenswertes Leben ist, so ist ein Leben, für das diese Kategorien einen nicht bewältigbaren Zwang darstellen, keine annehmbare Option.

Die Aufgabe all dieser Bewegungen scheint mir darin zu liegen, zwischen den Normen und Konventionen zu unterscheiden, die es den Menschen erlauben, zu atmen, zu begehren, zu lieben und zu leben, und solchen Normen und Konventionen, welche die Lebensbedingungen selbst einengen oder aushöhlen. Manchmal funktionieren Normen auf beide Arten zugleich, und manchmal funktionieren sie für eine gegebene Gruppe auf die eine Art und für eine andere Gruppe auf die andere Art. Am wichtigsten ist ein Ende der Praxis, für alle Menschenleben zum Gesetz zu machen, was nur für einige lebbar ist, und ebenso wichtig ist ein Verzicht darauf, allen Menschenleben etwas vorzuschreiben, was für einige nicht lebbar ist. Die Unterschiede bei Position und Wunsch setzen der Universalisierbarkeit als einem ethischen Reflex Grenzen. Die Kritik an den Geschlechternormen muss im Kontext der Menschenleben situiert werden, so wie diese Leben gelebt werden, und sie muss von der Frage geleitet sein, was die Möglichkeiten, ein lebenswertes Leben zu führen, maximiert und was die Möglichkeit eines unerträglichen Lebens oder sogar eines sozialen oder buchstäblichen Todes minimiert.

Aus meiner Sicht ist keine dieser Bewegungen postfeministisch. Sie alle haben im Feminismus wichtige begriffliche und politische Ressourcen gefunden, und der Feminismus stellt für

3 Siehe Kate Bornstein, *Gender Outlaw*.